



Königin Elisabeth II. mit ihrem Ehemann
Prinz Philip in Schloss Windsor

Fotos: Thomas Struth »Queen Elizabeth II and The Duke of Edinburgh, Windsor Castle, 2011«; VG Bild-Kunst, Bonn 2018; Alexi Lubomirski/Getty Images (Ausschnitt, u)

Die Retter der Demokratie

Antiquiert, piefig, uncool – so war das britische Königshaus. Jetzt heiratet Prinz Harry eine emanzipierte Amerikanerin und verleiht der Monarchie neuen Charme. Während Großbritannien in politische Lager zerfällt, sind es ausgerechnet die Royals, die das Land wieder zusammenbringen **VON KHUÊ PHẠM**

Pamela Anomneze wurde zu einer Hochzeit eingeladen, und alles, was seither geschah, kann sie sich nur mit göttlicher Fügung erklären. Anomneze arbeitet mit Menschen, die von vielen gemieden werden: Menschen mit Schizophrenie oder einer bipolaren Störung, psychisch Kranken ohne Job und Familie. Seit sieben Jahren leitet die Sozialarbeiterin das Kunstprojekt »Studio 306«, das in einer Werkstatt im vierten Stock eines Bürogebäudes am Stadtrand von London untergebracht ist.

Sie schlängelt sich an den eng nebeneinanderstehenden Holztischen vorbei, an denen die Menschen, die sie »Kunden« nennt, Silber zu Schmuck formen. Sie streicht über die Kissen, die sie hier schneiden, und fragt, ob man nicht eine selbstgepöferte Tasse kaufen wolle. »Viele unserer Kunden haben sich durch ihre Krankheit isoliert«, sagt Anomneze. »Es geht darum, ihnen neues Selbstvertrauen zu geben und sie in die Gesellschaft zurückzuholen.«

Man kann sich Pamela Anomneze gut als Protagonistin in einem gesellschaftskritischen Film vorstellen, in der Rolle der Kämpferin für die Kranken und Vergessenen. Herzlich, aber hart. Ihre kräftige Stimme, verstärkt durch den nigerianischen Akzent, verleiht der 52-jährigen die Autorität einer Frau, der man nicht zu widersprechen wagt. Sie sinkt auf einen Stuhl und sagt, dass sie nie etwas für ihre Arbeit erwartet hätte. Nie.

Dann klingelte ihr Telefon, es war Anfang April. Am anderen Ende war ein Mann, der einen seltsamen Titel trug: Lordleutnant. Er sagte, er rufe im Auftrag des Königshauses an. Er sprach von Pamela Anomnezes Beitrag zur Gesellschaft und sagte: »Herzlichen Glückwunsch, Sie sind zu der königlichen Hochzeit eingeladen!«

Es musste ein Scherz sein. Erst als Pamela Anomneze einige Tage später die goldumrahmte Karte mit dem verschnörkelten Wap-

pen in ihren Händen hielt, begriff sie: Ihr Name war tatsächlich auf der Gästeliste von Prinz Charles gelandet. »Seine Königliche Hoheit, der Prinz von Wales, bittet um die Gesellschaft von Pamela Anomneze bei der Hochzeit von Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Henry von Wales, mit Fräulein Meghan Markle am Samstag, den 19. Mai 2018«, stand da in geschwungener Schrift.

Anomneze weiß noch, wie sie vor mehr als 20 Jahren in ihrem Heimatland Nigeria vor dem Fernseher saß, als der Sarg mit dem Leichnam von Prinzessin Diana durch die Straßen von London gefahren wurde. Nun wird sie Dianas Sohn bei seiner Hochzeit zusehen. Eine Einwanderin aus Afrika im Kreise der britischen Aristokratie. Für sie, die Gesellschaftskritikerin, die die Monarchie liebt, ist das ein Wunder.

In wenigen Tagen werden 2640 Bürger – Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, Angehörige der Terroropfer von Manchester, Angestellte des königlichen Haushalts – das Brautpaar auf dem Gelände von Schloss Windsor empfangen. 600 Freunde und Verwandte werden Meghan und Harry in der Schlosskapelle erwarten. Prinz William begleitet seinen Bruder als Trauzeuge, Meghan Markles Mutter fliegt aus den USA ein, ihr Vater aus Mexiko, Elton John und die Spice Girls kommen.

Und, natürlich, Millionen Briten, die gar nicht eingeladen sind, aber trotzdem unbedingt anwesend sein wollen, wenn Prinz Harry heiratet, noch dazu, da er diese Frau heiratet: eine amerikanische Schauspielerin mit weißem Vater und schwarzer Mutter, die Yoga, Feminismus und gutes Essen liebt. Sogar Hipster und Liberale sind begeistert. Im Schloss Windsor heißt es, man habe das Interesse unterschätzt. Die Zeitungen schreiben, es könnten dieses Mal noch mehr Menschen die Trauung im Fernsehen verfolgen als bei der Hochzeit von Prinz William und Kate Middleton im Frühjahr 2011. Egal ob Arme oder Reiche, Junge oder Alte, Männer oder Frauen, Alteingesessene oder Migranten – es ist in Großbritannien inzwischen in allen gesellschaftlichen Gruppen ganz normal, die königliche Familie großartig zu finden. Und all diejenigen zu beneiden, die zur Hochzeit eingeladen sind.

Pamela Anomneze schüttelt den Kopf. »Ehrlich gesagt, kann ich es noch immer nicht fassen. Warum ich?«

Seit das Königshaus den öffentlichen Teil der Gästeliste bekannt gemacht hat, hat Anomneze mehr als 500 SMS, Facebook-Nachrichten und E-Mails von Freunden und Fremden bekommen, die so begeistert waren, als träte sie selbst vor den Altar. Britische Zeitungen haben über Anomneze berichtet, nigerianische auch. Ihr 15-jähriger Sohn, das jüngste von drei Kindern, wird sie nach Windsor begleiten. Er ist Fan der Anwaltsserie *Suits* und ein bisschen verliebt in Meghan Markle, die darin mitspielt.

Pamela Anomneze holt ihr Handy hervor und wischt mit fliegenden Fingern durch Fotos von spitzenbesetzten Kleidern und afrikanischen Kopftüchern. Sie will sich eigens ein Outfit schneiden lassen, hat sich aber noch nicht für die Farbe entschieden. Vielleicht royales Blau.

Spätestens an dieser Stelle mag man den Enthusiasmus für die Royals belächeln und sich fragen, ob es zurzeit nicht wichtigere Fragen auf der Welt gibt als

Kleider, Blumen und die viel diskutierte Entscheidung von Meghan und Harry, eine Hochzeitstorte mit Zitronen-Holunder-Geschmack zu bestellen.

Meghan Markles Heimatland ist gespalten in Anhänger und Gegner eines Präsidenten, der Wut und Lüge als Mittel der amerikanischen Politik betrachtet. Prinz Harrys Heimatland ist gespalten in Anhänger und Gegner des Brexits, der Großbritannien in eine ungewisse Zukunft katapultiert. Es scheint im Moment bedeutsamere Dinge zu geben als die Feierlichkeiten eines Königshauses mit seinen antiquierten Ritualen und Titeln.

Bei genauerem Hinsehen jedoch zeigt sich, dass der Vermählung von Meghan und Harry auf Schloss Windsor gerade jetzt, in dieser Zeit der Zerrissenheit, eine besondere, eine hochpolitische Bedeutung zukommt. Ausgerechnet die königliche Familie, dieses Relikt einer prädemokratischen Zeit, in der dem Volk nichts anderes übrig blieb, als sich dem Monarchen zu unterwerfen, hat das Potenzial, der Demokratie einen großen Dienst zu erweisen.

Das fast 1000 Jahre alte Schloss Windsor, 35 Kilometer westlich von London gelegen, ist heute eine Kreuzung aus historischem Freizeitpark und königlicher Residenz. Mehr als 200 Menschen arbeiten hier, unter ihnen Priester, Restaurateure, Kutscher, Buchbinder und ein Uhrmacher. Die Backsteintürme sind so sauber, als käme stündlich jemand von der Denkmalpflege vorbei. Der englische Rasen leuchtet so kräftig, als wäre er mit grüner Farbe besprüht. Ist die Queen anwesend, weht eine Flagge über dem runden Turm im Innenhof. An diesem Tag im April ist sie da.

Im Inneren des Schlosses dürfen sich Besucher die breite Rüstung von Heinrich VIII. ansehen, das handbemalte Porzellan von Königin Viktoria und Werke von Rembrandt. Flüsternd schreiten sie über rote Teppiche durch Ankleidezimmer und Audienzsäle. Den Ölgemälden nach trugen die früheren Könige permanent Uniform, ritten auf Schimmeln und errannen vor dunkel bewölkten Himmeln Strategien zur Eroberung neuer Länder. Die Besucher legen den Kopf in den Nacken, um die Wappen an den meterhohen Decken zu betrachten. So nehmen sie ganz von allein eine bewundernde Haltung ein.

Ein Gang durch Schloss Windsor ist wie eine Reise durch 1000 Jahre Glanz, Kampf und Tradition. In Wahrheit aber ist die Chronik der Monarchie eine Geschichte von Veränderung und Verlust.

Ursprünglich waren Europas Könige absolute Herrscher, und ihre Untertanen hatten ihnen zu dienen. Im Laufe der Jahrhunderte aber wurden die Gesellschaften größer und moderner, die Bürger anspruchsvoller und selbstbewusster. In England begann die politische Klasse schon im 17. Jahrhundert, dem König seine Macht streitig zu machen und gegen ihn Krieg zu führen. Zeitweilig verwandelte sich das Land in eine Republik, dann kehrten die Monarchen zurück, mussten aber mehr und mehr Befugnisse abgeben. Im 19. Jahrhundert mündete das Kräftemessen schließlich in einem noch heute geltenden Kompromiss: der konstitutionellen Monarchie.

Die Macht liegt jetzt zwar ganz beim Volk und bei seinen Vertretern, den Parteien, dem Parlament und der Regierung. Aber das Königshaus ist immer noch da. Elisabeth II. ist die Königin von Großbritannien und 15 weiteren Ländern, außerdem Oberhaupt der 53 Länder des Commonwealth. Eine 92-jährige Frau, die fast ein Drittel der Menschheit repräsentiert – und entsprechend berühmt ist. Der britische Marketingprofessor John M. T. Balmer schreibt, dass die Queen häufiger auf einem Bild zu sehen war als jeder andere Mensch seit Jesus. Ihre Hand wurde von mehr als drei Millionen Menschen geschüttelt. Laut Balmer ist sie »als internationale Marke – mit Ausnahme des Papstes – ohnegleichen«. So gesehen ist Elisabeth so erfolgreich wie vielleicht kein englischer Monarch vor ihr.

Nur dass sie nichts mehr zu sagen hat. Die Queen thront offiziell über der Premierministerin, dem Erzbischof und den Generalen der Armee. Aber sie darf ihnen allen nichts befehlen. Das Parlament formuliert die Gesetze, die Queen darf sie nur unterschreiben. Das Volk wählt die Regierung, die Queen darf sie nur ernennen. Elisabeth II. ist viel und darf wenig. Ihre Aufgabe ist es vor allem, da zu sein. Und still zu sein.

»Die Queen müsste auch ihr eigenes Todesurteil unterzeichnen, wenn es ihr beide Kammern vorlegen würden«, schrieb der legendäre Chefredakteur des



Am 19. Mai heirateten Prinz Harry
und Meghan Markle



Im Juli 2016 wird Theresa May von der Queen zur Premierministerin ernannt

Die Retter der Demokratie Fortsetzung von S. 15

Wochenmagazins *The Economist* Walter Bagehot schon vor 150 Jahren, als die Königin noch Viktoria hieß. Sein Buch *Die englische Verfassung* war so einflussreich, dass es der jungen Elisabeth von ihrem Privatlehrer vorgelegt wurde. So hat die Queen früh erfahren, dass sie es nicht wagen sollte, sich politisch einzumischen. Das Parlament könnte sehr schnell ein Gesetz erlassen, um sie als Staatsoberhaupt abzusetzen.

Liest man Walter Bagehots Buch heute, muss man an die Gleichzeitigkeit von Brexit und Prinzenhochzeit denken. Die von Politikern gebildete Regierung, so schrieb er, sei »der arbeitende Teil des Staates«. Die Monarchie – »der würdevolle Teil« – habe sie dabei zu unterstützen. »Eine königliche Familie verstößt die Politik, indem sie sie um nette und schöne Ereignisse ergänzt«, so Bagehot. »Sie bringt unwichtige Fakten zum Geschäft der Regierung mit, doch es sind Fakten, die das Herz der Menschen ansprechen und ihre Gedanken beschäftigen.«

Man kann es auch so formulieren: Die Demokratie setzt den Willen des Volkes an erste Stelle, und gerade deshalb läuft sie Gefahr, an sich selbst zu scheitern. Denn was, wenn die Minderheit das Votum der Mehrheit nicht akzeptieren kann, weil es aus ihrer Sicht allen Regeln der Vernunft widerspricht? Ist der Brexit fair, weil 52 Prozent der Briten dafür stimmten? Oder ist er unfair, weil 48 Prozent dagegen votierten? Was, wenn der eine Teil des Volkes anfängt, den anderen Teil als Feind zu betrachten?

Was die Demokratie in einer solchen Krise braucht, ist ein einigendes Element, auf das sich die Konfliktparteien verständigen können. Etwas, das die Bürger miteinander verbindet und größer ist als alle Wut. Etwas, das ihr Herz anspricht.

Einerseits ist es natürlich unwichtig, ob ein Prinz heiratet oder eine Königin Bäume pflanzt. Andererseits ermöglicht es den Menschen, ihre politischen Differenzen für einen Moment zu überwinden. Für das Großbritannien der Gegenwart, in dem sich England und Wales für »Leave«, also für den EU-Austritt aussprachen, Schottland und Nordirland aber für »Remain«, ist ein solches verbindendes Gefühl essenziell. Kein Tag vergeht, an dem das Land nicht über die Zollunion, die Auswirkungen auf die Wirtschaft oder die Verhandlungen mit den Europäern streitet. Kein Tag ohne Heilsversprechen und Horrorszenerios in den Zeitungsartikeln und Parlamentsdebatten. Kein Tag, an dem sich die Befürworter des Brexits und dessen Gegner keine neuen Vorwürfe an den Kopf werfen. Längst spaltet der Konflikt nicht nur Regionen, sondern auch Freunde und Familien.

Das Königshaus hingegen hat sich nie zum EU-Austritt geäußert und wird es nie tun. Und wahrscheinlich ist das auch gut so.

An einem windigen Montagmorgen Ende April klappt Alex Apati einen Holzständer vor einem Londoner Krankenhaus auf, um mit einem fremden Baby Geld zu verdienen. Er ist hellwach, obwohl er gestern Nacht kaum geschlafen hat: Alle paar Stunden ist er hochgeschreckt, um auf seinem Telefon die Nachrichten zu checken. Als der Kensington-Palast um 9.22 Uhr twitterte, die hochschwangere Kate Middleton, Herzogin von Cambridge, sei in das St Mary's

Hospital eingeliefert worden, hat er sich sofort auf den Weg gemacht. Jetzt ist es kurz nach elf, und es stehen rund hundert Menschen auf der Straße.

Rentner drängen sich neben Studenten, Krankenschwestern neben Künstlern. Das königliche Baby hat Traditionalisten und Liberale zusammengebracht, Anhänger des Brexits und Gegner.

Apati holt eine schwarze Tafel mit einem roten Aufkleber von Ladbrokes hervor, einem der größten Wettanbieter Großbritanniens, seinem Arbeitgeber. Mit weißer Kreide schreibt er darauf:

ROYAL BABY
Junge Mädchen
Arthur – 5/1 Alice 5/1
James – 8/1 Mary – 6/1
Albert – 10/1 Victoria – 10/1

Alex Apati stellt die Tafel auf den Holzständer und erklärt, was die Zahlen bedeuten: Setzt man ein Pfund auf »Arthur«, kann man fünf Pfund gewinnen und bekommt sechs ausgezahlt.

Anderer als die meisten hier ist Alex Apati, ein 23-jähriger Mann mit Glatze, kein begeisterter Anhänger der königlichen Familie. Seine Leidenschaft gilt dem Fußball. Die Geburt des dritten Kindes von Kate Middleton und Prinz William begutachtet er mit dem kühlen Blick eines Geschäftsmanns. Wetttechnisch betrachtet ist ein königliches Baby so emotional wie ein wichtiges Spiel und noch seltener als eine Wahl. Ein nationales Highlight. Das Interesse ist groß, auf einmal sind auch Menschen bereit, Geld aufs Spiel zu setzen, die nicht viel haben. Manche setzen nur fünf Pfund oder zehn, andere auch mehr, in der Ladbrokes-Filiale im süd-englischen Wickham hat einer 250 Pfund auf den Namen Michael gesetzt.

Das Baby, das in diesen Minuten hinter den Mauern des Krankenhauses seine ersten Schreie ausstößt, wird schon jetzt vermarktet und als öffentliches Eigentum betrachtet. Nach seinem Großvater Charles, seinem Vater William und seinen beiden älteren Geschwistern rangiert das Baby auf Platz fünf der Thronfolge. Ein Kind des Volkes.

Die Briten begegnen ihrer königlichen Familie mit demselben Patriotismus wie ihrer Fußball-Nationalmannschaft. Wahrscheinlich ist der Besitzanspruch sogar noch größer, was auch daran liegt, dass es nicht eine britische Nationalmannschaft gibt, sondern vier, eine englische, eine schottische, eine walisische und eine nordirische.

Die Windsors aber vereinen alle Briten hinter sich, oder jedenfalls fast alle. Der Glaube an die Kirche, die Bewunderung für die Finanzwelt, das Vertrauen in die Politik, all das hat in Großbritannien – wie in anderen Ländern auch – in den vergangenen Jahren abgenommen. Die Zustimmungsraten für die Monarchie aber sind durchgehend hoch: Je nach Umfrage finden 70 bis 80 Prozent der Briten die Royals gut. Und anders als die Premierministerin genießt Elisabeth II. in allen vier Landesteilen Großbritanniens Autorität. Die Queen verkörpert Stabilität in einer Zeit des Wandels. In einer Ära der Polarisierung bleibt sie neutral. Sie eint das Land, das gerade zu zerreißten droht.

Dafür zahlt der britische Staat. Die Regierung finanziert den Unterhalt der Schlösser, den königlichen Haushalt und die Reisekosten der Royals. Eine Summe von fast 43 Millionen Pfund im vergangenen Jahr, nicht gerade wenig. Im Gegenzug aber fließen die viel höheren Einnahmen aus den Grundstücken und Immobilien der Krone an den Staat. Die Monarchie ist für die britischen Steuerzahler ein gutes Geschäft. Zudem unterstützt die königliche Familie die Regierung durch Staatsbesuche, Militärparaden, Gartenpartys und öffentliche Auftritte. Seit dem Brexit-Votum haben ihre Mitglieder auffällig viele Besuche auf dem europäischen Kontinent absolviert. Die Royals sind wie Botschafter und Serienstars in einem. Eigentlich ganz nützlich.

Vor dem Krankenhaus quetscht sich links von Alex Apati jetzt eine Traube von Schaulustigen hinter eine Gitterabsperrung. Rechts von ihm haben Fernsehleute und Fotografen ihre Kameras, Scheinwerfer und Leitern aufgebaut. Mit jeder Stunde quellen beide Gruppen weiter auf und müssen hinter neue Gitter verschoben werden. Die Stimmung gleicht einem Straßenfest, obwohl nichts zu sehen ist außer einem Seiteneingang, vor dem zwei grimmige Polizisten Wache stehen.

In unregelmäßigen Abständen erscheint ein Palastsprecher vor der wartenden Weltpresse mit einer Miene, die eher zu einem Militäreinsatz passen würde: »Innerhalb der nächsten 30 Minuten wird William herauskommen.«

»Er wird mit Prinz George und Prinzessin Charlotte im Auto wiederkommen.«

»In zwei Stunden erfahren wir, ob die Herzogin das Krankenhaus noch heute Abend verlassen wird.« Dann, endlich, erscheinen die Eltern, Kate trägt das neugeborene Baby auf dem Arm. Ein Junge. Im Alter von weniger als sieben Stunden absolviert er mit geschlossenen Augen und rotem, zerknittertem Gesicht seinen ersten öffentlichen Auftritt. Er hat es gerade rechtzeitig für die Abendnachrichten geschafft. Der Jubel der Zuschauer vermischt sich mit aufgeregten Live-Kommentaren amerikanischer, russischer



Prinz William und seine Frau Kate am 23. April 2018 mit ihrem erst wenige Stunden alten Baby

und japanischer Reporter. Der Wind lässt Kate Middletons rotes Kleid flattern und fährt ihr durch die frisch frisiereten Haare. Sie lächelt entrückt; so als habe sie ihr Herz von dem ganzen Spektakel hier abgezäunt. Auf beigefarbenen Absätzen stakst sie die Stufen zur Straße herunter. Am nächsten Tag werden ihr die Zeitungen großen Respekt dafür aussprechen, dass sie »ihre Rolle als königliche Gattin todernt nimmt und ihre eigenen Bedürfnisse hintanstellt«.

Früher hat das Volk dem Monarchen gedient. Heute ist es andersrum.

Von Politikern erwarten die Menschen, dass sie kluge Entscheidungen treffen. Schauspieler werden gefeiert, wenn sie gute Filme machen. Der Job der Royals ist es, eine Vorzeigefamilie zu verkörpern, die stellvertretend für alle anderen Familien liebt, heiratet, gebiert und stirbt. Mit ihr soll sich das ganze Land identifizieren können. Viel mehr haben sie nicht zu tun. Man kann das für eine sehr einfache Aufgabe halten, vielleicht ist sie aber auch überaus schwer.

Manchmal, seufzt Richard Kay, sei er müde von der königlichen Familie und ihren Dramen. Im Café eines Fünf-Sterne-Hotels direkt neben dem Kensington-Palast, in dem sowohl William und Kate als auch Harry und Meghan leben, bestellt er sich einen schwarzen Kaffee. Mit seiner sanften Stimme, dem rosafarbenen Hemd und den weißen Haaren wirkt der 60-Jährige wie jemand, der im Palast arbeitet, und in gewisser Weise stimmt das auch. Kay schreibt schon seit den achtziger Jahren für die Boulevardzeitung *Daily Mail* über die Geburten, Hochzeiten und Affären der Royals. Er gilt als Berühmtheit unter den Königshaus-Korrespondenten. Richard Kay ist der Mann, dem Lady Diana vertraute wie wenigen anderen.

Die Prinzessin kontaktierte den Journalisten Anfang der neunziger Jahre, um sich für seine wohlwollenden Artikel zu bedanken. Erst, sagt Kay, habe ihn das Interesse der Prinzessin an ihm überrascht. Bald aber begriff er, dass sie damals einfach jemanden zum Reden brauchte: Ihre Söhne waren im Internet, ihr Mann in eine andere verliebt. »Sie war eine sehr einsame Frau in einem großen Palast«, sagt Kay.

Der Korrespondent besuchte die Prinzessin, um mit ihr zu Abend zu essen. Gemeinsam schlüpfen sie sich ins Kino oder fuhr auf Land. Natürlich fand Kay es verrückt, dass sie ihn nachts anrief, ihn einen Freund nannte und um seinen Rat bat. Doch in Dianas Welt war alles möglich. Die Distanz verschwand. Die Medien wurden Teil der Geschichte, die sie beschrieben.

In der leidenden Prinzessin erkannten sich damals viele Menschen wieder: Eine Frau, die betrogen wurde, die sich zu dick fand und Minderwertigkeitskomplexe hatte – wer konnte da nicht mitfühlen? Jede Titelgeschichte über Diana trieb ihn in die Höhe. Jedes Paparazfotografie brachte Tausende Pfund ein. Lange bevor *Big Brother* erfunden wurde, dominierte Lady Diana das Reality-Geschäft.

Sie war die Heldin einer Seifenoper, die nicht enden wollte. Der erste Superstar der Royal Family.

Diana, sagt Kay, sei irgendwann besessen gewesen von den dauernden Berichten über sie, von der permanenten öffentlichen Aufmerksamkeit. Sie beantwortete Fragen für ein Enthüllungsbuch und ließ die Bänder mithilfe eines befreundeten Arztes aus dem Palast schmuggeln. Der BBC gab sie heimlich ein Fernsehinterview, in dem sie über ihre Bulimie und die Affäre ihres Mannes sprach.

Diana wusste, dass ihr die Medien nutzten, um die Liebe der Menschen zu gewinnen. Gleichzeitig zerstörten die Medien sie. In der Nacht ihres Todes raste ihr Wagen vor Paparazzi davon.

Ihr tödlicher Unfall am 31. August 1997 stürzte die britische Krone in ihre tiefste Krise seit dem Jahr 1936, als Eduard VIII. auf den Thron verzichtet hatte, um die geschiedene Amerikanerin Wallis Simpson zu heiraten.

In den Tagen nach Dianas Tod stand das Land still. Die trauernden Menschen versammelten sich vor dem Buckingham-Palast, der Londoner Residenz der Queen. Der Kensington-Park, in dessen Palast Diana gewohnt hatte, verschwand unter einem Blumenmeer. Der damalige Premierminister Tony Blair nannte Diana die »Prinzessin des Volkes«. Doch die Queen und ihre Familie schwiegen und verschanzten sich auf Schloss Balmoral in Schottland. Da Diana seit ihrer Scheidung kein wichtiges Mitglied der königlichen Familie mehr war, hielten sie eine öffentliche Würdigung für unnötig.

In ihrer Trauer machten die Menschen Prinz Charles für den Tod seiner Ex-Frau verantwortlich. Der Queen warfen sie Kaltherzigkeit vor. Wie Kinder wandten sie sich enttäuscht von ihrer Royal Family ab. Die Monarchie verlor das Einzige, was ihr in der Demokratie geblieben ist: das Vertrauen des Volkes. Und ausgerechnet eine linke Regierung sprang ihr damals zur Seite.

»Wir waren erst ein paar Monate im Amt, als sie uns um Hilfe baten«, erinnert sich Alastair Campbell, der damalige Kommunikationschef von Tony Blair. »Sie wussten, dass diese Beerdigung anders werden musste, aber sie wussten nicht, wie.« Die königliche Familie war verunsichert, sie fürchtete, bei der Prozession ausgebuht zu werden. Campbell fuhr zum Buckingham-Palast. Es war ein Zusammentreffen zweier Welten: Hier der Spindoktor von New Labour, der das Land gemeinsam mit Blair neu erfinden wollte. Dort die Palastdirigenten, die für jede Gartenparty ein Protokoll hatten, nur nicht für dieses Weltereignis.

Nach Dianas Tod begriffen die Royals zwei Dinge. Erstens: Um geliebt zu werden, müssen sie gesehen werden. Zweitens: Nur wenn sie sich verändern, können sie überleben.

In den folgenden Jahren stellte die Queen einen Kommunikationschef ein. Sie erlaubte Charles, seine langjährige Geliebte Camilla Parker Bowles zu heiraten. Sie trat in einem James-Bond-Sketch auf, der zur Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele in London gezeigt wurde. Heute schickt sie Meghan Markle zu hochrangigen Terminen, obwohl die noch nicht einmal eingetragene hat. Aus dem Königshaus ist eine Patchworkfamilie mit multikulturellem Touch geworden. Es scheint sogar in der Lage, Witze über sich selbst zu machen.

Die Royals repräsentieren das moderne Großbritannien inzwischen besser als die Regierung. Die Rollen wurden getauscht.

An einem sonnigen Nachmittag spazieren ein Mann und eine Frau, beide Anfang 90, durch den schattigen Garten des Buckingham-Palasts und sprechen über Bäume. Sie trägt ein hellgrünes Kleid mit gelben Blumen, dazu Perlenkette und rosa Lippenstift. Er trägt einen dunkelblauen Anzug und eine orange-blaue Krawatte zum weißen Hemd. Es sind die Königin und der beliebteste Naturfilmer der Nation, Sir David Attenborough. Zwei »nationale Schätze«, wie es in den Zeitungen heißt.

»Schauen Sie sich diese Platane an!«, ruft er, als sie sich einem großen Baum nähern, dessen Rinde sich in dicken Falten hervorwölbt.

»Der Baum sieht aus, als hätte er ein Gesicht«, lacht sie. Attenborough tritt einen Schritt zurück, um die Baumkrone zu betrachten.

»Er hat wunderbare horizontale Äste«, sagt er mit seiner warmen Großvaterstimme. »Am liebsten würde man sich daraufsetzen und die Beine baumeln lassen!«

Die Szene stammt aus dem Dokumentarfilm *The Queen's Green Planet*, »Der grüne Planet der Königin«. Die Queen und Attenborough werben darin für ein internationales Regenwaldprojekt und führen die Fernsehzuschauer in ein Paradies, das stets sonnig und farbenfroh ist. Vergessen ist die graue Realität, die davor in den Abendnachrichten um 18.30 Uhr gezeigt wurde: die Unmenschlichkeit der britischen Abschiebepolitik, der Antisemitismus in der Labour-Partei, der Machtverlust der Premierministerin.

Die Reaktionen als euphorisch zu beschreiben wäre eine Untertreibung. »Können wir bitte jede Woche eine Serie mit der Queen und David Attenborough zu Bäumen haben?«, fragt ein Nutzer auf Twitter. »Können wir bitte eine Serie bekommen, in der sie ein Museum besuchen, im Supermarkt einkaufen oder sonst irgendwas machen?«, schreibt ein anderer.

Den Zuschauern geht es nicht nur um Eskapismus. Sie wollen auch glaubwürdige Menschen sehen. Autoritäten, wie sie so selten geworden sind.

Die Frage ist aber, was eigentlich geschieht, wenn die Mitglieder der Königsfamilie irgendwann diese Autorität gar nicht mehr beanspruchen. Zum Beispiel weil sie keine Lust mehr haben auf diese Existenz im Schaulaufen, auf dieses seltsame Leben, dessen Wert vor allem darin liegt, dass es öffentlich stattfindet.

Der Königshaus-Kolumnist Richard Kay erhebt sich und tritt ins Freie; auf seinem Weg zum Kensington-Palast passiert er einen Seiteneingang, vor dem drei Männer mit Motorrädern und Stativen warten.

»Paparazzi«, sagt er leise. Der Kies knirscht, als er den Parkweg hinunterläuft, der zu dem flachen Gebäude aus rotbraunem Backstein führt. Vor einem mit Goldranken verzierten Gitter bleibt er stehen.

»Hier wohnen William und Kate«, sagt er und zeigt auf den niedrigen Seitenanbau, der laut Kay ein Apartment mit 20 Zimmern beherbergt. Das Innere des Palastes hat er seit Jahren nicht mehr betreten. »William und Harry mögen keine Journalisten«, sagt er. »Sie laden uns nicht ein.«

William und Harry, die die Medien für das Unglück ihrer Mutter verantwortlich machen, verbergen nicht, dass sie am liebsten so normal und unbeobachtet leben würden wie andere Menschen auch. Anders als ihre Großmutter reden sie von ihrer königlichen Rolle nicht als Berufung, sondern als Job. Aus ihren Äußerungen spricht die Sehnsucht, eines Tages das öffentliche Leben beenden zu können – so wie Politiker, Schauspieler oder Geschäftsmänner.

Es wird ihnen wohl nicht gelingen. Ein Politiker kann zurücktreten, ein Geschäftsführer in Rente gehen. Ein Prinz aber bleibt immer ein Prinz, auch wenn er auf alle Auftritte verzichtet.

»Gibt es irgendjemanden in der Royal Family, der König oder Königin sein will?«, fragte Harry in einem Gespräch mit dem Magazin *Newsweek* im vergangenen Jahr. Und gab selbst die Antwort: »Ich glaube nicht, aber wir werden unsere Pflichten schon zur gegebenen Zeit erfüllen.«

An jenem Abend, an dem 5,2 Millionen Menschen vor dem Fernseher saßen, um die Queen und den Naturfilmer Attenborough im Garten ihres Palastes zu sehen, waren die Prachtstraßen der Londoner Innenstadt mit internationalen Fahnen geschmückt: Die Regierungschefs des Commonwealth waren zu Gast. Eigentlich ist das Netzwerk, ein Relikt des Empire, politisch unbedeutend. Doch jetzt, da die Briten sich von der EU abwenden, müssen sie die verbliebenen Freundschaften pflegen. Die Queen ist für diese politische PR-Offensive besonders wichtig: In ihrer 66-jährigen Regentschaft hat sie erlebt, wie das Bündnis von sieben auf 53 Länder anwuchs.

Für sie ist der Commonwealth eine Herzensangelegenheit. Und eine Machtbasis.

Ihre Bindung an den Commonwealth erklärt auch, warum sie Einwanderern gegenüber überraschend aufgeschlossen ist: Sie ist ja nicht nur die Königin von England, sondern auch von Antigua, Jamaika und den Salomonen. Gerade hat sie ihren Enkel Harry zum Jugendbotschafter des Commonwealth gemacht. Dass er künftig mit einer Frau gemischter Herkunft verheiratet sein wird, wird ihm in dieser Rolle nützen.

Meghan Markle muss das wie eine Ironie des Schicksals vorkommen. Lange hat sie ihre Abstammung als Makel empfunden.

Die Tochter einer afroamerikanischen Therapeutin und eines Film-Beluchters mit niederländisch-irischen Wurzeln hatte als Schülerin stets das Gefühl, nicht dazuzugehören. In der siebten Klasse sollte sie auf einem Formular ankreuzen, welche Hautfarbe sie habe. Da es nur Kästchen für »schwarz« oder »weiß« gab und keins für »schwarz und weiß«, legte sie den Stift beiseite. »Ich habe meine Identität frei gelassen«, schrieb sie später einmal in einem Essay im Magazin *Elle*. »Sie war ein Fragezeichen, etwas Unvollständiges, und so fühlte ich mich auch.«

Das Thema Herkunft begleitete Meghan Markle ihr Leben lang: In ihren ersten Jahren als Schauspielerin hatte sie Probleme, Angebote zu erhalten, da sie nicht weiß genug war für Rollen als Weiße und nicht schwarz genug für solche als Schwarze.

Betrachtet man ihr Leben, bekommt man den Eindruck, sie habe ihre Hautfarbe durch besondere Leistungen wettmachen wollen: katholische Mädchenschule, dann ein Studium der Theaterwissenschaften und Internationalen Beziehungen an der renommierten Northwestern-Universität. Schauspielkarriere mit gesellschaftlichem Aufstieg. Gründung einer erfolgreichen Lifestyle-Website, Auftritte als Frauenbotschafterin der UN und Reisen nach

Ruanda und Indien für die Hilfsorganisation World Vision. Meghan Markle ist eine Frau, die sich nach oben gekämpft hat. Eine Frau, die anderen Frauen ein Vorbild ist.

Die perfekte Prinzessin für das 21. Jahrhundert. Als sich Meghan und Harry vor zwei Jahren in London kennenlernten, hatte sie bereits eine Ehe hinter sich und er mehrere prominent gescheiterte Beziehungen. Seine früheren Freundinnen – blonde Mädchen aus reichen oder aristokratischen Familien – waren nicht bereit gewesen, ihr Leben für eine Rolle als öffentliche Figur aufzugeben. Die Schauspielerin Meghan Markle scheint damit kein Problem zu haben. Vielleicht weil sie mit dieser Rolle etwas vorhat.

Künftig wird Markle weder Serien drehen noch Blog-Einträge schreiben. Von ihren 1,9 Millionen Followern auf Instagram hat sie sich ebenso verabschiedet wie von ihrer Heimat USA. Eine Privatsekretärin hilft ihr nun mit ihren Terminen, zwei Mitarbeiter koordinieren die Hochzeitsvorbereitungen. »Ihr Leben«, sagt der Biograf Andrew Morton, »wird ab jetzt für sie durchgeplant werden.« In seinem Buch *Meghan – Von Hollywood in den Buckingham-Palast*, das kommende Woche in deutscher Übersetzung erscheint, zitiert er eine Freundin aus Kindheitstagen: »Sie will Prinzessin Diana 2.0 sein.«

Anders als Diana sah sich Markle anfangs hässlichen Angriffen ausgesetzt. Wieder ging es um ihre Abstammung. Nach Bekanntgabe der Verlobung lästerte die Freundin des damaligen Chefs der rechtspopulistischen Partei Ukip, dass Markle »unsere königliche Familie beschmutzen wird«. Die Schwester des konservativen Außenministers, Rachel Johnson, schrieb in der Boulevardzeitung *Daily Mail*, dass Markle das »dünne blaue Blut der Windsors durch ihre exotische DNA verdicken« werde. Die Boulevardzeitung *The Sun* zeigte Screenshots von sexy Filmausschnitten, die auf der Internetseite Pornhub zu sehen waren.

Mit Meghan Markle zieht auch der Kampf gegen den Rassismus in das Königshaus ein. In einer Pressemitteilung zu Beginn ihrer Beziehung schrieb Harrys Sprecher, dass der Prinz »zutiefst enttäuscht« sei und besorgt um die Sicherheit seiner Freundin.

Schon jetzt scheint es, als wollten Meghan und Harry mit ihren Auftritten eine Botschaft senden. Kürzlich haben die beiden eine Gedenkfeier für einen schwarzen Studenten besucht, der vor 25 Jahren von weißen Jugendlichen ermordet wurde. Einige Wochen davor waren sie im schwarzen Londoner Viertel Brixton bei einem Community-Radio. Ein 19-jähriger schwarzer Cellist soll bei ihrer Hochzeit spielen.

Meghan Markle weiß offenbar, wie sie ihre neu gewonnene Macht einsetzen kann.

Geraldine und Howard Wicks tragen die Uniform der Touristen – Funktionsjacke, Rucksack, Sonnenbrille bei bewölktem Himmel –, als sie sich an diesem Frühlingstag der Westminster Abbey in London nähern. Einmal im Jahr fahren die pensionierten Hotelbesitzer aus dem südeinglichen Dorset in die Hauptstadt, um ihre Söhne zu besuchen. Diesmal aber haben sie noch einen weiteren Grund, hier zu sein. Wie Detektive schieben sie sich an der Absperrung entlang, um die Indizien des königlichen Auftritts zu finden: Polizisten, Fotografen, Limousinen.

Für Meghan und Harry ist es ein Arbeitstag wie viele andere. Heute gedenken sie der neuseeländischen und australischen Soldaten, die 1915 bei einem britischen Feldzug in der Türkei gestorben sind. Das Programm ist anstrengend. Schon um fünf Uhr morgens: Gedenkstunde mit Kranzniederlegungen am australischen und neuseeländischen Kriegsgedenkmal. Elf Uhr: Militärparade mit Kranzniederlegung in Westminster. Zwölf Uhr: Gedenkgottesdienst in der Westminster Abbey.

Anderen würde man die Müdigkeit schon beim ersten Termin anmerken. Doch auf den Tausenden Fotos des Tages sieht man Markle vor wechselnden Hintergründen jedes Mal mit demselben konzentrierten Gesicht sitzen. Der schwarze Hut liegt schräg auf ihrem offenen Haar. Das schwarze Kostüm endet kurz über ihren Knöcheln. Sie wirkt so betroffen, als gehe es an diesem Tag um ihre eigene Geschichte.

»Achtung, sie kommen!«, ruft Geraldine Wicks draußen vor der Kirche, als das Glockenspiel um 13 Uhr zu läuten beginnt. Regentropfen fallen herab. Der Straßenverkehr steht still. Jubel brandet in dem kleinen Park auf der anderen Straßenseite auf, in dem sich rund 200 Menschen wie auf einer Fußballtribüne versammelt haben. Aus der Ferne treten ein paar kleine Figuren aus dem Torbogen heraus, erleuchtet von den Blitzlichtern der Fotografen.

Man erkennt zwei Geistliche in Roben, dahinter William, Harry und Meghan in Schwarz. Die Royals winken nicht, sie sagen nichts. Sie verabschieden sich nur von den Priestern, steigen in ihre Autos und fahren davon.

»Heute hatten wir Glück!«, sagt Geraldine Wicks. »Das war wirklich exzellent«, ergänzt ihr Mann.

Sie haben kein Wort von Meghan Markle gehört, sie haben sie kaum gesehen. Dennoch können sie es kaum erwarten, ihren Söhnen heute Abend von ihr zu erzählen. Heute sind sie wieder stolz, Briten zu sein.



Der zweijährige Prinz Harry auf dem Arm seiner Mutter Diana. Er war zwölf, als sie starb

ANZEIGE

www.volkswagen.de

Wir sorgen dafür, dass Sie mobil bleiben.

Mit unserer **Deutschland Garantie** bleiben Sie auch in Zukunft mobil:

Entscheiden Sie sich heute für einen Diesel EU6 (Neu- oder Jahreswagen) mit Deutschland Garantie. Sollte dieser von einem Fahrverbot betroffen sein, nehmen wir Ihr Dieselfahrzeug in Zahlung und Sie erhalten zusätzlich zum DAT-Schätzwert noch eine modellabhängige Prämie, z. B. bis zu 5.000 € bei Erwerb eines neuen Golf.¹

So sind Sie immer auf der sicheren Seite – ganz gleich, welchen Volkswagen Sie in Zukunft auch fahren.

Wir bringen die Zukunft in Serie.

Volkswagen

¹Im Aktionszeitraum vom 01.04.2018 bis 30.06.2022 erhalten Sie beim Kauf eines neuen Volkswagen Pkw oder Jahreswagens eine modellabhängige Prämie von bis zu 10.000 €, wenn der von Ihnen im Zeitraum 01.04.2018 bis 31.12.2018 in Deutschland gekaufte Volkswagen Pkw Diesel EU6 von einem offiziellen Einfahrverbot zum Zwecke der Luftreinhaltung mindestens an einem Tag betroffen ist und die Neubestellung innerhalb des Monats des Einfahrverbots bzw. des darauf direkt folgenden Monats erfolgt. Der Zeitraum zwischen Zulassung des aktuellen Fahrzeugs und dem relevanten Einfahrverbot darf maximal 36 Monate betragen. Das Angebot gilt für Privatkunden und gewerbliche Einzelabnehmer. Nähere Informationen erhalten Sie bei Ihrem teilnehmenden, autorisierten Volkswagen Partner.